Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 8 (1928-1929)
Heft: 3

Artikel: Gedanken zur Sendung der Schweiz
Autor: Sulzer, Elisabeth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-156733

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Organismus der Zentralbehörden des Reichs hat die weitreichende und fruchtbare Tätigkeit einer ausgedehnten selbständigen Reichsverwaltung ermöglicht. —

So wurde die Organisation der Reichsbehörden in eine ganz andere Bahn gelenkt, als man sie bei der Gründung des Norddeutschen Bundes beabsichtigt und vorausgesehen hatte. Doch den Grund zu dieser ganzen Entwicklung legte die Verfassung des Norddeutschen Bundes.

Literatur.

1. Ernst Bezold: Materialien der deutschen Reichsverfassung, 3 Bände. Berlin 1873.
2. Paul Laband: Staatsrecht des deutschen Reiches, 4. Bd. Tübingen, Mohr, 1911.
3. Eduard Rosenthal: Die Reichsregierung. In Festgabe für Thon. Jena 1911.
4. Heinrich von Treitschke: Historische und politische Aufsätze, 3. Bd., 5. Aufl. 1886.
5. — Zehn Jahre deutscher Kämpfe. I. Bd. 1865—1870.
6. Anschütz: Das preußisch-deutsche Problem. Tübingen 1922.
7. O. Kollreuter: Das parlamentarische System in den deutschen Landesverfassungen. Tübingen 1922.

Gedanken zur Sendung der Schweiz.

Von **Elisabeth Sulzer.**

Es hat heute besonderen Reiz, eines sehr friedlichen Buches über die Schweiz zu gedenken, heute, wo durch das herbe Urteil des Grafen Keyserling das Thema Schweiz selbst für den Schweizer in eine Luft nachdenklichen oder widerspenstigen Fragens gehoben worden ist. Es ist wenig wesentlich, zu ergründen, ob dieses Urteil trotz oder wegen des Urteilenden gerecht oder ungerecht ist — die Frage geht einzig darnach, ob es zutrifft oder nicht. Und es ist auf jeden Fall eine reinliche und reinigende Angelegenheit, die Gleichung oder Nichtgleichung des eigenen Wesens wieder einmal nachzurechnen.

Da mag man sich denn als sanften Helfer die „Briefe aus der Schweiz" von Wilhelm Schäfer zugesellen. Die Briefe sind zuerst in der mit ihrer Verbindlichkeit sehr unverbindlichen Luft der „Münchner Neuesten Nachrichten" erschienen und liegen jetzt vermehrt um das „Erlebnis in Tirol" bei Georg Müller in Buchform vor.

Ferienbriefe, das sind Schäfers Betrachtungen. Zeugnisse einer Lebenshaltung, die sich die Muße gewährt, alle Dinge an sich herankommen zu lassen, sie schauend zu genießen, ihre äußere Einheit auf dem Wege sinnbildlichen Erfassens als innere zu begreifen und nicht sich hinein zu begeben in wenig ausruhende Zergliederung der Eindrücke, eine Zergliederung, die aber schließlich doch erst jene äußere Einheit als innere zu erweisen vermöchte. Und es sind auch die Briefe eines Deutschen. Denn nur der Deutsche ist so inniger, rückhalt-

loser Bewunderung und Hingabe an ein Fremdes als typischer Haltung fähig, nur er besitzt jene fast leidsüchtige Empfindlichkeit, die alle fremden Eindrücke blitzschnell registriert und sie ohne Selbstschonung zur Überprüfung eigenen Gutes verwendet. Und endlich sind es Briefe aus der Schweiz. Unser Land genießt das Vorrecht, die Ferienheimat von ganz Europa zu sein und verdient es vielleicht auch in einem tieferen Sinne als die von Baedeker besternten Orte der Schweiz ahnen lassen. Gibt es einen helleren Einklang von Mensch und Natur als unser Mittelland? Gibt es eine zutraulichere Erde als das große Tal zwischen Alpen und Jura? Alles scheint hier den Menschen auf seine heiter genügsamen Mittelbezirke hinzuweisen und ihm dort ein Köstliches zu versprechen: die Geborgenheit des Geschöpfs und die Freiheit des Schöpfenden in Einem.

Diese drei Elemente haben nun zusammen ein Bild der Schweiz geschaffen, das viel Bestechendes für uns Schweizer haben mag. Schäfer zieht die Belege seiner Überzeugungen sowohl aus der Geschichte wie aus der gegenwärtigen Ausprägung der Schweiz — vor allem der protestantischen Schweiz. Diese doppelte Beweisführung hat aber, trotzdem sie eine eigentliche Notwendigkeit ist, ihre seltsame Gefahr. Sie verlockt, das Gegenwärtige ungebrochen, in reiner Entwicklung aus dem Vergangenen abzuleiten, und dabei jene Dinge zu übersehen, die als das Salz der Zeit gleichsam jeder Epoche als neue innewohnen, jene aller glatten Entwicklung starr zuwiderlaufenden Dinge, die das Gesicht jeder Zeit wesentlich prägen, so wenig ihnen auch vielleicht an sich eine Zukunft beschieden sein mag. Das ist die Herrlichkeit und Schwere aller Gegenwart, daß sie als solche von der Vergangenheit ein absolut Anderes ist und daß dieses Andere doch meist ein nur Gegenwärtiges ist, bestimmt das ewig Gleiche zum Leben aufzustacheln.

Wilhelm Schäfer sieht, wie Alle, denen Deuten ein Harmonisieren der Weltmelodie bedeutet, nur das ewig Gleiche. Er sieht es schön, oft sogar beglückend schön für uns Schweizer. Ordnung, Bürgerlichkeit, Reinlichkeit — immer wieder ist es der Gedanke der Stabilität, eines Festen, der sich Schäfer in der Schweiz offenbart. Zürich ist ihm das Zürich Zwinglis, jenes Zwingli, dem sich aus dem Reiche Gottes ein so kurzer, grader Weg zum Staate der Schweizer auftat. Zürich ist ihm auch das Zürich Kellers, des Dichters, der eine heiter dichte Welt zeichnete mit der amtstreuen Feder des Staatsschreibers. Und Zürich ist ihm endlich das Zürich des Frauenvereins, der in seinen Mauern auf dem Zürichberg eine klösterlich saubere Luft zu erhalten weiß — alles „ohne Dämonie und Mirakel". Wer in all Diesem lebt, der hat es leicht, zu glauben, es könne sich aus solch lebendiger Zucht eine lebendige Freiheit ergeben, wie aus den unentrinnbar festgeklammerten Wurzeln eines Baumes der Stamm emporstrebt und seine Zweige erlöst zu freiem Wohnen im Wind und Sonne. Wer vom Glauben an die Allgegenwart Zwinglis und Kellers im Blute des Schweizers herkommt, der steht in Bewunderung vor der Schweiz der drei Sprachen, vor der Schweiz als Mittelpunkt übervölkischen Denkens und Hoffens, vor der

Schweiz als Hüterin des europäischen Gewissens. Und wer erfüllt ist vom Wissen unserer sehr schönen Anfangsgeschichte, der wird leicht in der Freiheit des Zusammenlebens von Deutsch, Französisch und Italienisch noch die freie Gebärde jener drei Waldstätten durchschimmern sehen, die sich zusammentaten, um nur dem Kaiser, nicht aber einem Fürsten untertan zu sein.

Das alles ist schön, Schäfers Lob lobt seinen Sprecher. An uns Schweizern aber ist es, das Nein zu sagen, das zu diesem Ja gehört, damit es Wahrheit werde.

Es ist sicher ein Erlebnis tröstlicher Beruhigung — zumal für einen nachdenklichen Deutschen der Nachkriegszeit —, zu überlegen, wie sich die Schweiz ein letztes kleines Erbe des alten Europa gerettet hat: den Hang zum bürgerlich Unaufdringlichen, ungenötigt Einfachen; die Überzeugung und das Bekenntnis zu der Ordnung, die erst den einzelnen Werken des Geistes die — wenigstens vom Menschen her einzige — Gewähr des Zusammenschlusses zur Kultur geben kann. Dieses Bekenntnis eines europäischen Volkes zur Ordnung im Jahre 1928 tut gut. Denn welche Brunst um bloße Inhalte hat nicht der Krieg entfesselt, und welche Mißverständnisse der Form sind aus jener nicht wieder entstanden: bei uns zum Beispiel die spannungslosen, artistischen Nachbildungen unverstandener romanischer Ausdrucksformen. Es könnte die Schweizer „Ordnung" eine Grundzelle des Glaubens an das neue Europa sein, so wie sie es ist in dem Buche Wilhelm Schäfers. Aber weder unser qualvolles Bedürfnis, an Europa zu glauben, noch der treuherzigste Ausdruck auf dem Gesichte unseres schweizerischen Wesens nehmen die Pflicht von uns, die Treuherzigkeit auf ihr Herz, die tapfere Ordnung auf das, was sie ordnet und wie tapfer sie es ordnet, zu prüfen. Die Frage muß sich erheben, ob der äußeren Erscheinung auch noch ein lebendig Durchscheinendes innewohne, ob noch an alle Wände der Gestalt das Wesen atmend poche. Denn sicher ist ein Starres, Gebundenes nur dann noch Leben, wenn es das Wissen um sein Gegenteil, das Fließende, Freie, Stoffliche als Not und Nötigung in sich trägt. Wirkliche, schöpferische Ordnung wird sich nur an Stoffen verwirklichen, die dieser Ordnung von Grund auf widerstreben — natürlich nur soweit dieses Widerstreben überhaupt einem Streben entspricht und es sich nicht um sinnlose Vergewaltigung handelt. Der Zustand gleichschwebender Ruhe, der Vollendung dauert im Bereich des Lebendigen nur einen Augenblick, und es ist das Wunder und die Gnade der Kunst allein, daß in ihr dieser Augenblick zur Ewigkeit hinstirbt. Überall sonst aber verschiebt sich das Verhältnis von Inhalt und Form stets, und nur der ruhelosen Wachsamkeit des Geistes ist es beschieden, die Form vor Erstarrung zu bewahren.

Hat ein Staat in seinem geistigen Vermögen die schicksalsmäßige Abhängigkeit der Ordnung von ihrem Gegenteil verloren, so verfällt er unweigerlich dem Nur-Bürgerlichen. Und in ihm kann der Geist, dem die Einheit der Gegensätze irgendwie Lebensluft ist, nicht mehr frei bestehen. Er flieht und sucht sich auf fremden, oft unangemessenen Wegen

Verkörperung, wobei er nicht selten bei einer Verneinung seiner selbst anlangt. Diese Entwicklung hat sich in der Schweiz weitgehend vollzogen. Ordnung und Reinlichkeit sind derart zum Besitz der Masse sogar geworden, daß diese daraus ein übervolles Maß der Selbstzufriedenheit schöpft und die Ordnung als Selbstzweck mißversteht. Der Geist der Gemeinschaft, des im schönsten Sinne Bürgerlichen, der bei Zwingli, bei Keller als *Geist* seine Formen erfüllte, wurde nur noch als *geformter* Geist zugelassen und damit seines Erdreichs beraubt. Er floh, zurück blieb seine Form, ein schönes Haus aus starken Zeiten, in dessen mit Menschenmaß göttlich gewölbten Räumen die Menschen sich fremd und unverstehend bewegen. Die Einen wollen nur das Haus und nicht das lebendige Wohnen in ihm, ihnen gilt die Sauberkeit des Unbewohnten als die wahre Reinlichkeit. Sie klammern sich an seine Mauern, und ihr Wille ist nicht Liebe, sondern Angst. Die Andern aber reißen sich gewaltsam fort aus dem Boden, in den jene sich dumpf verpflanzen möchten und suchen sich die eigene Leichtigkeit in angstvollen Sprüngen und schmerzhaften Fällen zu beweisen. Da sind jene, die glauben, das Schweizertum erweise sich im Haß gegen alles Fremde, wobei die Fremde oft schon an der Kantonsgrenze beginnt. [Es liegt dabei durchaus in der Natur dieses Hasses, daß er sich manchmal viel mehr gegen verhältnismäßig Verwandtes richtet als gegen ausgesprochene Fremdheit: erst durch die Selbstverständlichkeit des Gemeinsamen, durch die Notwendigkeit der Beziehung wird das Unterscheidende meßbar und wirkt damit abstoßend, während es im andern Falle kaum in Betracht käme. So erklärt sich zum Teil die oft irrationale Abneigung des Deutschschweizers gegen das Reichsdeutsche.] Eine am Anfang starke, lebendige Heimatliebe ist aus Mangel an geistiger Nahrung einfach verkalkt und hält sich selbst mit ihrer Schale gefangen. Und daneben sind die aus dieser Enge Flüchtigen, die die Schale zerbrochen haben und es als ihre Menschenpflicht erachten, in jede Fremde hineinzukriechen, sich jedem Andern gleichzumachen, und das nicht aus dem überquellenden Reichtum des sich selbst Besitzenden, sondern aus dem Grauen heraus, sie könnten der auswegslosen Enge, dem bloßen Auf-sich-selbst-Sitzen wieder verfallen. Sie haben ihre Heimat verloren, und die Ironie ihres Schicksals will es, daß sie die *Gebärde* des Heimatsuchens und -Findens ins Unendliche wiederholen müssen, so wie ein Schauspieler sich ein Leben lang vielleicht spielt, ohne sich ein einziges Mal zu leben.

So klafft unser Volk auseinander; fast entzweigerissen von zwei Sehnsüchten, zwei Wirklichkeiten: von der Heimat und der Welt. Glücklich wäre es noch zu nennen, wenn sich dieser Zweikampf in möglichst vielen Einzelwesen abspielte; es wäre dies ein Unterpfand des Lebens und jenes Nicht-satt-Seins, das Menschenwürde sein kann. Aber die Lager sind eher reinlich geschieden, die Entscheidungen sind getroffen, die Meisten haben ihr Leben widerrufslos verkauft und den Preis fest angelegt. Und es bleibt ja auch nicht viel Anderes übrig, als sich zu Heimat oder zu Welt zu entscheiden. Die Spannung ist zu groß, um

immer wieder gelebt zu werden, wenn nicht ein Drittes zwischen und über die zerstörenden Extreme gestellt werden kann.

Ein solches Drittes besteht nun wirklich im Bilde, das uns Schäfer von der Schweiz zeichnet, obschon er die es fordernden Spannungen kaum bemerkt. Er sieht es in der schweizerischen Staatsidee, die ihm ein Vorbild des idealen Europa ist. Das ist denn ja auch eine Lösung, die von vielen Schweizern, und nicht von den ungeistigsten, als solche angesehen wird. Die Rechnung hat etwas Verlockendes: in unserem Lande leben Angehörige dreier großer Sprachkreise zusammen und bilden den ordentlichsten aller europäischen Staaten. Warum sollten wir nicht in unserer Staatsidee das Muster des künftigen Europa sehen, und an diesem ohne Umstände tatkräftig mitarbeiten, indem wir einfach für unsere Staatsform werben? Wäre das nicht der einfachste Weg, das etwas lahm gewordene Staatsempfinden namentlich des geistigen Schweizers mit neuen Strebungen aufzufrischen?

Eines läßt sich bei diesen Bemühungen nicht leugnen: das Problem Europa ist das Problem Schweiz im Großen. Umso verhängnisvoller aber, wenn das Problem Schweiz kein gelöstes ist. Und das kann es nicht sein. Wilhelm Schäfer sieht in der Europa-Idee nur deshalb so sehr das organische Ideal der Schweiz, weil er glaubt, unterhalb dieses Ideals sei eine erste, notwendigste Stufe erreicht, eben die reinliche Sachlichkeit des schweizerischen Staates. Besteht aber diese letztere nicht, so ist die Erweiterung des schweizerischen Lebensproblems in ein europäisches eine bloße Erschwerung der Lösung und nicht ein Weg zur Klarheit. Aus diesem Grunde hat denn auch die Europa-Idee in der jüngeren Generation unseres Landes bis jetzt so wenig tragende Kräfte erlöst. Die Staatsidee ist für den jungen Schweizer, wenn sie überhaupt wesentlich besteht, eine der quälendsten, fruchtlosesten. Ein Blick in das Leben an den Universitäten z. B. lehrt das zur Genüge. Hier muß angesetzt werden, wenn wir die Aufgabe erfüllen wollen, die uns als Volk gesetzt worden ist.

Die schweizerische Staatsidee ist vielleicht schwerer zu verwirklichen, als die anderer, national einheitlicher Staaten. Staat und Kultur laufen sich hier nicht parallel, sondern haben nur zu oft Gelegenheit, in ihrer Ausformung aneinander zu prallen. Dem kann durch eine Politik des Kompromisses vorübergehend abgeholfen werden, was aber nur zu Halblösungen, die in geistigen Dingen das Nichts sind, führt. Der einzige Weg, der vielleicht zum Guten führen kann, ist ein Weg bewußten Willens zur Ausformung der Probleme in ihrer ganzen Tragweite. Was uns ein neues Ideal geben kann, ist vielleicht gerade die Einsicht in die ungeheure Schwere unserer geistigen Lage als Volk. Ein großer Teil der Interesselosigkeit des modernen Schweizers an seinem Staate rührt davon her, daß es scheint, als wäre alles Eigentliche, Schöpferische schon getan und als bliebe uns nur noch der eher unwesentliche und auf jeden Fall keine lebenswerten Leidenschaften mehr erweckende Ausbau des Einzelnen. Vom Augenblick an, wo aber bewußt würde, daß im Gegenteil gerade das Eigentliche heute wieder neu aus

seinen letzten Quellen heraufzuführen ist und daß dieses Eigentliche alle Kräfte gerade der um Geistiges Wissenden und den Geist ethisch Wollenden erfordert, erhielte alles neue Spannung. Es kann dabei kein Einwand sein, daß diese Gedanken nur den an geistigen Dingen beteiligten, den intellektuellen Schweizer berücksichtigen. Es ist die führende Schicht, die in der Schweiz als schweizerisch empfindende in erster Linie gefährdet ist — das Volk ist es erst indirekt durch das Versagen eben dieser Führerschicht, denn es hat noch genug Verwurzelung im Heimatlichen, um daraus fruchtbare Kraft zu schöpfen, wenn es über sich die Kräfte am Werke fühlt, die seine Instinkte ins Geistige schützend einpflanzen.

Zwei Aufgaben wären dieser Führerschicht gestellt: die Verwirklichung einer ganzheitlichen Kultur und einer lebendigen Staatsidee aus den Kräften dieser Kultur heraus. Das erste ist nur möglich durch die dialektische Einordnung der heimatlich gegebenen Kultur in den höheren Kulturkreis. Der Deutschschweizer ist geistig gesprochen ein deutscher Mensch (Wilhelm Schäfer zollt ihm sogar das Lob, deutscher zu sein als der Deutsche) und muß zu seinem Schicksal stehen. Ebenso ist der Welsche ein französischer Mensch, der Tessiner ein italienischer. Wir dürfen uns von der nächsthöheren geistigen Gemeinschaft nicht zurückziehen, weil wir ihr mit unserem Sein und Tun verpflichtet sind im Allerletzten. Weil wir sie gerade mit unserer durch die Geschichte gewonnenen schweizerischen Abwandlung wesentlich bereichern und bestimmen. Was wäre das letzte Jahrhundert der deutschen Literatur arm ohne Gottfried Keller, was das jetzige der französischen ohne das Wunder des Schweizers Ramuz! Und wir sind diese Hingabe an die höhere Kulturgemeinschaft auch unserem Lande schuldig. Denn nur diese Hingabe erlaubt uns — wahr und aufrichtig verstanden — ein gerades und klares Wachsen und Werden. Daß wir die Sprache eines Luther, eines Goethe, eines Hölderlin sprechen, ist mehr als ein Zufall, das ist eine Verpflichtung, ein von unserm Schicksal über unsern Kopf hinweg gegebenes Versprechen. Es nicht einlösen, ist ein Verrat am Ich. Und nicht anders ist es für unsere romanischen Eidgenossen.

Diese Hingabe an die geistige Übereinheit enthält dabei keineswegs die Forderung, sich die Liebe und Erkenntnis des Fremden zu versagen. Vielleicht kann aber erst der, dem das Eigene stark und glückselig eignet, das Fremde rein und gestalthaft schauen und lieben; so wie auch erst der im Vaterhaus reich Wohnende den fremden Gast reich und rückhaltlos bewirten kann. Oder wie es jener Herder meinte, der durch fremde Gärten ging, um für seine Sprache als die Verlobte seiner Denkart Blumen zu holen. Eine solche Berührung mit dem Fremden kann nur begnadetes Werk am Ich sein.

Das ist die erste Aufgabe: die Ausbildung einer gewachsenen Kultur durch ein wahrhaftiges Durchführen der natürlichen Gegebenheiten bis an ihre Grenzen. Dann aber das Schwerere: die Zusammenfügung dieser ausgesprochen verschiedenen Kulturen zum Staate. Der Widersinn dieser Forderung ist nur ein scheinbarer. Denn je eigener ein Ding geworden ist, desto größer ist auch sein Drang zur Vereinigung mit

einem andern Eigenen. Ganzheiten noch so verschiedener Prägung ziehen sich mehr an als Halbheiten, die sich ähnlich sehen. Es wäre dies ein Experiment, geboten allerdings nicht vom Übermut, sondern von der Not des Geistes: Staatsleben als Konzert rein gestimmter Kulturen, unser Staat als ein Trio von klarer Ausprägung der Stimmen. Ein Wagnis, es zu versuchen. Und doch, was schafft reinere Vertrautheit als gemeinsame Gefahr, als gemeinsames Wagnis. Und im Geiste ist alles Echte und Folgerungswillige Wagnis und Gefahr. Es genügte, daß alle die wissen, worum es geht, und die es wissen *können*, sich zusammentäten zu diesem Abenteuer im Geiste: einen Staat der Verschiedensten zu schaffen, einen Staat der Wahrhaftigsten. Ihr Lohn, ihr Gnadengeschenk wäre vielleicht, sich am Ende als die Gleichsten, als die Wahrsten zu finden.

Diese Gedanken würden sich selbst Lügen strafen, wenn sie nicht in ihrem Wesen deutscher Denkart zu tiefst verpflichtet wären. Es ist vielleicht so, daß die Idee der Mannigfaltigkeit in der Einheit eine wesentlich deutsche ist. Der Deutschschweizer hat es unbedingt leichter als der romanische Schweizer, sich dem Ideal des vielgestaltigen Staates hinzugeben — was noch nicht besagt, daß dieses Ideal dem letzteren weniger angemessen ist. Wenn also in der geistigen Arbeit an einer Schweiz des 20. Jahrhunderts als einem lebensvollen Staate der Deutschschweizer zunächst die Hauptarbeit tun sollte, so wäre das nur billig und zugleich im Sinne der Entstehung unseres Staates, der in der edelsten geistigen Luft des alten römischen Reiches deutscher Nationen geboren wurde. Das Schicksal hat den Deutschschweizer Teil jenes Geistes werden lassen, dem nicht die Einheit der Ratio Ziel und Ende ist, sondern der in Ja und Nein schreitend den unendlichen Weg zum Wesen einschlägt. Das Gefährliche, Schwere ist die Natur dieses Geistes, und man könnte fast das gefährliche Paradox wagen, daß ihm das Schwere als das Natürliche das Leichte wäre. Und da hat uns die Gegenwart unsern Staat als schwere, gefährliche Aufgabe geschenkt, sodaß wir nur der tiefen Natur unseres Geistes zu folgen brauchen, um jenen zu verwirklichen, *der* Natur allerdings, die von jener als bloßen Gegensatz zum Geist mißverstandenen Natur weltenverschieden ist. Die Natur des *Geistes* ist seine wiedergewonnene und nun schwebende Einfalt. Wir können und müssen nicht nur uns denken, sondern auch die Andern denken. Wir können und müssen nicht nur die deutsche Schweiz sein, sondern auch die ganze Schweiz sein. Haben wir dann unsern romanischen Eidgenossen die vollerlebte Wirklichkeit dieser Dialektik von Teil und Gänze zu geben, so dürfen wir auch von ihnen in Stärke fordern — und diesmal nicht nur aus dem Recht der Geschichte heraus, sondern auch aus dem höheren der Gegenwart —, daß sie diesen geistigen Weg, der ihnen schwerer sein wird, beschreiten, denn er wird auch sie in hellere und weitere Räume ihres Geistes zu führen wissen.

Wilhelm Schäfer findet sich nun vielleicht mit seinem Buch nicht so weit von uns. Aber was er als Wirklichkeit hinstellte, mußten wir als bloße Wünschbarkeit enthüllen. Wie alles Lob, so spricht das Lob, das

Schäfer uns spendet, nur für den Lober. Wir könnten uns begnügen, zu erforschen, welche Rolle die ideale Schweiz Schäfers in seinem Denken und Schaffen spielt. Aber leider wirkt das Lob immer irgendwie auf den Gelobten. Der Einzelne verträgt Lob selten, Völker vertragen es vielleicht nie. Gerade wir Schweizer sind als Volk zu viel gerühmt worden. Die Weltmeinung hat es uns zu leicht gemacht. Deshalb ist es auch kein eigentlich guter Dienst, den Schäfer uns geleistet hat.

Wir wollen gerne das Urbild eines künftigen Europa sein, aber nur um eine Aufgabe zu haben, die uns gebietet, unermüdlich und schonungslos an uns zu wirken. Zu wirken, daß wir ein wirkliches Volk sind und werden, jenes Volk, das ruhig eintreten könnte in das geeinte Europa, denn es trüge sich als sein unverlierbares Schicksal.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Die Krisis des Parlamentarismus.

Befindet sich die Regierungsform des politischen Vertretungs-Systems, des Parlamentarismus, in einer Krisis? Wenn ja, welches sind die Ursachen dieser Krisis und was für Wege können als geeignet erscheinen, aus ihr hinauszuführen? Die „Interparlamentarische Union" hat unter dem Titel „Die gegenwärtige Entwicklung des repräsentativen Systems" eine Schrift herausgegeben (Payot, Lausanne, 1928; 106 S.), die fünf Antworten auf eine Rundfrage enthält. Eine davon stammt von schweizerischer Seite (Borgeaud-Genf). Die übrigen vier haben Vertreter der europäischen Großstaaten England (Laski), Frankreich (Larnaude), Italien (Mosca) und Deutschland (Bonn) zum Verfasser. Vielleicht gerade wegen der völligen Unbeteiligtheit ihrer Verfasser an unseren schweizerischen Verhältnissen läßt sich aus diesen vier ausländischen Darlegungen ein durch keinerlei parteipolitische Voreingenommenheit getrübtes Urteil über unsere eigene staatspolitische Lage gewinnen. Denn wenn irgendwo, so erweist sich im Staatspolitischen die Schicksalsgemeinschaft der europäischen Staatenwelt. Selbst Bolschewismus und Faschismus sind ja nur Tastversuche nach neuen Möglichkeiten staatlichen Daseins, nach Möglichkeiten, wie sie auch in den noch rein parlamentarisch regierten Staaten, nur weniger überstürzt und mit kühlerem Blut, abgetastet werden. Die Not unseres staatspolitischen Zustandes zwingt uns alle zum nämlichen Ziel. Die Frage ist nur, wer zuerst einen gangbaren Weg dazu gefunden haben wird.

* * *

Am bequemsten machen es sich diejenigen, die in der veränderten Grundlage und in den Schwierigkeiten der zeitgenössischen Staatspolitik eine einfache Folge des Weltkrieges sehen wollen, die mit der zunehmenden Entfernung von diesem auch wieder verschwinde. Laski (London) tritt dieser Meinung entgegen: der Weltkrieg habe jene verschärft; sie seien aber schon lange vorher dagewesen. Die Krisis der parlamentarischen Regierungsform komme heute in folgenden Erscheinungen zum Ausdruck. Einmal in der Vormachtstellung der Vollzugs- gegenüber der Gesetzgebungsbehörde. Letztere muß sich vielfach mit der nachträglichen Gutheißung und bloßen Registrierung der Handlungen der Vollzugsgewalt begnügen. Ebenso wachsen die Befugnisse der von der Vollzugsgewalt abhängigen Verwaltung. Jedes Departement wird zu einer Art selbständiger Gesetzgebungsbehörde, der gegenüber das Parlament weitgehend die Überwachungsmöglichkeit verliert. Wichtige Geschäfte gelangen außerparlamen-